

Plötzlich ist der eigene Freundeskreis antisemitisch

Anfeindungen nehmen zu Drei jüdische Studierende der Universität Basel reden offen über Judenfeindlichkeit, die sie im Alltag erleben.

Julia Konstantinidis

Rahel, Debora und Noah sind jüdisch und studieren an der Universität Basel. Seit dem Terroranschlag der Hamas auf Israel am 7. Oktober und dem seither andauernden Krieg in Nahost erleben sie vermehrt Antisemitismus. Mit der Besetzung des Bernoullianums durch propalästinensische Gruppierungen der Uni Basel vor zwei Wochen hat dieser noch einmal eine neue, beängstigende Qualität erhalten. Auch deshalb möchten zwei von ihnen lieber anonym bleiben.

«Warum tötet ihr kleine Kinder?» Diese Frage hat die Baslerin Rahel (Name geändert) schon gehört, als sie selbst noch ein Kind war. Auch andere antisemitische Vorfälle gibt es im Leben der 25-Jährigen seit je. Etwa Hakenkreuze auf ihrem Platz in der Schule. Debora hat erlebt, dass von jüdischen Kindern Karikaturen gemalt wurden mit speziell grossen Nasen. «Jeder von uns hat schon mit klassischem Antisemitismus zu tun gehabt», sagt Noah (Name geändert). Der Studierende der Uni Basel wurde bereits als Drittklässler gefragt, «was wir dort in Palästina machen».

So zynisch es klingt: Die drei Studierenden an der Philosophisch-Historischen Fakultät der Uni Basel haben mit solchen Anfeindungen leben gelernt. Sie sind alle in der Schweiz aufgewachsen und im Besitz eines Schweizer Passes. Sie üben ihre Religion unterschiedlich intensiv aus, und ihre Verbindung zu Israel ist unterschiedlich stark ausgeprägt. Alle drei stehen der israelischen Politik kritisch gegenüber.

Was sie seit dem 7. Oktober an der Uni und in ihrem persönlichen Umfeld erlebten, besitze aber eine neue Qualität und habe «zu einem Vertrauensverlust» geführt, sagt Rahel. Die Angriffe auf sie, sowohl persönlich als auch aufgrund ihrer Religionszugehörigkeit, seien deutlich «giftiger» geworden. Und das aus Kreisen, in denen sie selber verkehrt: links und «aware» – also bedacht darauf, niemanden aufgrund seiner Religion, der Hautfarbe, der sexuellen Orientierung oder der Herkunft zu diskriminieren. «Für Jüdinnen und Juden scheint dies nur bedingt zu gelten», stellt sie nüchtern fest. Der plötzlich sichtbare Antisemitismus in ihrer «linken Bubble» enttäuschte sie.

Beängstigender Generalverdacht

Vor allem einige Aussagen und Aktionen verstören und führen bei den Studierenden zu Unsicherheit. Ein Leitspruch, der nicht erst von den Besetzenden im Bernoullianum verwendet werde, ist «Globalise the Intifada». Der Begriff Intifada wird in der breiten Öffentlichkeit mit einer Serie von gewaltvollen Aktionen gegen die israelische Zivilbevölkerung in den 80er-Jahren und frühen Zweitausendern verbunden.

«Müssen wir jetzt damit rechnen, dass ein Molotowcocktail



Haben gelernt, mit antisemitischen Anfeindungen zu leben: Debora (Mitte) und zwei Mitstudierende. Foto: Pino Covino

«Es ist zynisch, wenn man sich nur mit den Opfern der einen Seite solidarisiert.»

Debora, Studentin an der Universität Basel

auf die Basler Synagogen oder die Uni fliegt?», fragen sie bitter.

Am Tag der Räumung des Bernoullianums – vor rund zehn Tagen – hätten die Besetzer zudem für Leila Khaled geworben. Khaled ist ein führendes Mitglied der Volksfront zur Befreiung Palästinas (PFLP) und verantwortlich für Flugzeugentführungen. «Wenn die Aktivisten, die jeglichen Antisemitismus bestreiten, Terroristen und Gewalt an Juden und Jüdinnen feiern, was bleibt mir denn anderes übrig, als alle unter Generalverdacht zu stellen?», fragt sich Noah.

Es sei eben genau, wie es die Besetzenden selbst sagten: Man betrachte sie als «guilty until proven innocent» – also schuldig, bis die Unschuld bewiesen sei. Die Studierenden sähen gern differenzierte Meinungen, die an einer Universität selbstverständlich le-

gitim seien. So aber herrsche ein beängstigender Generalverdacht, auch wenn die drei keine direkte Angst vor Gewalt der Aktivisten haben. Sie verstehen den Wunsch der Demonstrierenden nach Frieden und einem Ende des Krieges. Auch Rahel wünscht sich einen nachhaltigen Frieden. «Niemand möchte Menschen sterben sehen. Jedoch ist es deplatziert und gewaltvoll, uns für die israelische Politik oder den Krieg persönlich verantwortlich zu machen.»

Laut Debora ist die israelische Politik in gewissen Punkten zu verurteilen. «Aber man muss alles kritisieren, auch die Hamas. Es ist schrecklich, wenn unschuldige Menschen sterben. Es ist jedoch zynisch, wenn man sich nur mit den Opfern der einen Seite solidarisiert und dabei die Opfer der anderen Seite komplett ignoriert.» Beide Frauen erleben

derzeit allerdings in ihrem Umfeld, dass sachliche Diskussionen mit vielen ihrer Kommilitonen und Kommilitoninnen schwierig sind. Das Thema sei extrem komplex, doch vor allem auf Social-Media-Kanälen werde einseitig kommentiert und gepostet.

Echte Gesprächsbereitschaft vermisse die drei Studierenden. Debora ging anfänglich auf Personen zu, deren Posts sie auf Instagram sah, doch unterdessen reagiert die 25-Jährige nicht mehr auf Beiträge, es führe zu nichts.

«Mir wird erklärt, was ich zu denken habe»

Noah vermisst im universitären Umfeld, in dem er sich bewegt, die Bereitschaft, die aktuellen Vorgänge in Israel und Gaza fundiert zu reflektieren. «Manche einst beliebte Social-Media-Plattformen und -Profile haben sich

als unreflektiertes Sprachrohr radikaler Meinungen entpuppt, die den 7. Oktober und seine Folgen nie erwähnt haben und zuweilen sogar die Hamas verherrlichen. So vielen Personen wie in letzter Zeit bin ich noch nie entfolgt», sagt der 22-Jährige. Rahel vermisst ein wissenschaftliches Herangehen ans Thema, das sie besonders in Studierendenkreisen erwarten würde: «Studierende informieren und bestärken sich über ebensolche Social-Media-Kanäle, obwohl Studierenden klar sein muss, dass das weder sichere Quellen sind noch der Ort für eine wissenschaftliche Diskussion.»

Dem erwähnten Generalverdacht, von dem die drei jüdischen Studierenden aufgrund ihres Judentums berichten, sind auch Studierende am Zentrum für Jüdische Studien ausgesetzt – egal welcher Religion sie angehören. Er sei schon gefragt worden, ob «bei uns alle Zionisten sind», sagt etwa Oli (Name geändert), der seinen Bachelor am Zentrum macht. Seit dem 7. Oktober erzähle er niemandem mehr, was er studiere.

Genauso macht es seine Kommilitonin Linda (Name geändert): «Wenn ich mein Studienfach erwähne, wird mir eine Meinung zugeschrieben, die ich gar nicht habe. Gewisse Äusserungen mache ich nicht mehr, weil ich Angst habe, falsch verstanden zu werden.» Sie versuche zwar, sich mit Aktivistinnen auf Diskussionen einzulassen, «aber ich komme nicht zu Wort. Mir wird erklärt, was ich zu denken habe.»

Hoffnung auf Abkühlung der Stimmung

In der aufgeheizten Stimmung, die derzeit herrsche, fühlten sich viele Studierende am Zentrum bedroht, sagt Laura, die sich als Co-Leiterin in der Fachgruppe Jüdische Studien engagiert. Die Gruppe hatte am Tag nach der Besetzung des Bernoullianums ein Statement mit entsprechendem Inhalt verschickt.

«Ich sitze seit Monaten mit Leuten im selben Seminar, die nun zu Demos und Besetzungen aufrufen», sagt Oli. Er wisse darum nicht mehr, mit wem er noch offen reden könne.

Sowohl die Studierenden am Zentrum für Jüdische Studien als auch die drei jüdischen Studierenden anderer Fachrichtungen, mit denen diese Zeitung gesprochen hat, hoffen auf eine Abkühlung der derzeitigen Stimmung an der Uni. Es ist jedoch mehr Zweckoptimismus als echte Überzeugung, wenn Noah sagt: «Ich vertraue auf die Vernunft meiner Mitmenschen», und Rahel abwägt, dass es «nicht das erste Mal ist, dass die Stimmung gegen das Judentum umschlägt. Aber ich bin erst 25 und kann nicht einfach akzeptieren, dass dieser Konflikt unlösbar ist.»

Debora ist sich mittlerweile unsicher, ob Hoffnung auf ein gutes Ende besteht. «Ich bin erschrocken, dass der Antisemitismus nun auch aus anderen Kreisen kommt. Man wird damit leben müssen.»